

RHENA WEISS
Der Kreis des Bösen



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

In Wien werden eine Prostituierte und eine Studentin brutal ermordet. Das Team um die LKA-Ermittlerin Michaela Baltzer übernimmt den Fall der toten Prostituierten. Um den Mord an der Studentin kümmert sich eine andere Einheit. Doch als weitere brutale Morde geschehen, wird deutlich, dass die Taten in einem direkten Zusammenhang stehen. In der Folge gehen die Ermittler davon aus, dass sie es mit einem einzigen Serienmörder zu tun haben – ein fataler Irrtum. Schließlich ist es der verurteilte psychopathische Serienkiller Kilian Weilmann, der den entscheidenden Hinweis liefert, um den Tätern auf die Spur zu kommen. Für Michaela ist es aber womöglich schon zu spät – denn sie steht im Fokus eines der Mörder ...

Informationen zu Rhena Weiss sowie lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie am Ende des Buches.

Rhena Weiss

Der Kreis des Bösen

Psychothriller

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe September 2018

Copyright © 2018 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas
Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: Stuart Brill / Arcangel

FinePic®, München

Redaktion: Christina Riemann

BH · Herstellung: kw

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48579-6

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz





PROLOG

Es war enttäuschend, wie leicht und vor allem wie schnell alles gegangen war.

Wie oft hatte er es sich in seinen Träumen ausgemalt, sich in allen Details vorgestellt, wie ihr Röcheln klingen würde, wenn sie die letzten Atemzüge tat? Oder wie sich ihre Augen weiteten und der Glanz in ihren Pupillen im Moment ihres Todes erlosch.

Doch die Realität war unbefriedigend, nicht mehr als ein Abklatsch seiner Fantasie. Nachdem sie freiwillig zu ihm ins Auto gestiegen war, blieb ihm nicht mal das Vergnügen der Jagd. In keiner seiner Vorstellungen – und er hatte die Tat in vielen verschiedenen Variationen gedanklich durchgespielt – musste er mit offenen Autofenstern nach Hause fahren, weil es in seinem Fahrzeug bestialisch stank, nachdem das Opfer Kot und Urin verloren hatte. Der Tod war weder edel noch rein, wie er zu seiner großen Enttäuschung feststellen musste. Als seine Großmutter gestorben war, hieß es, es wäre eine Erlösung für sie gewesen, und als er ihr Gesicht betrachtet hatte, das bei seinem letzten Besuch vor ihrem Tod verzerrt vor Schmerzen gewesen war, sah sie tatsächlich aus, als hätte sie ihren Frieden gefunden. Doch der Rest war entweder Einbildung, Show oder gute Arbeit des Bestattungsinstituts.

Außerdem hatte die Nutte ihn gekratzt. Dass Huren

aber auch immer raubtierartige Krallen anstelle normaler Fingernägel tragen mussten, als würden sie ihnen zur Selbstverteidigung dienen! Vielleicht war das sogar der Fall. Doch aufgrund dieser ungunstigen Situation war ihm nichts anderes übrig geblieben, als ihre rechte Hand abzutrennen, damit seine DNA nicht unter ihren Nägeln gefunden werden konnte. Zur Sicherheit hatte er die Hand an einer weit entfernten Stelle im Wald vergraben, nicht sehr tief, aber doch so, dass niemand zufällig darüber stolperte. Denn hier wimmelte es nicht nur von Tieren, sondern auch von Spaziergängern. Was hätte er sonst mit dem toten Stück Fleisch und Knochen anfangen sollen? Etwa im Auto behalten? Diese blöde Nutte! Er hatte nicht damit gerechnet, sich mit solchen Schwierigkeiten herumschlagen zu müssen. Immerhin war es eine Genugtuung, dass ihr die Klauen nicht geholfen hatten, ihrem Schicksal zu entrinnen. Trotz des brennenden Schmerzes auf seinem Handrücken hatte er seinen Griff erst gelockert, als er sicher sein konnte, dass sie wirklich tot war. Ihr Hals ähnelte dem eines Huhns, dünn und faltig. Als Dreizehnjähriger hatte er einen ganzen Sommer auf dem Bauernhof seines Onkels verbracht. Sie hatten bis heute nicht herausgefunden, dass er für das Verschwinden der Hühner verantwortlich war.

Seit damals hatte ihn die Vorstellung nicht losgelassen, einen Menschen mit bloßen Händen zu töten. Achtzehn Jahre hatte es gedauert, bis er seine Fantasie in die Tat umsetzen konnte, achtzehn Jahre, in denen er seine Träume genährt hatte, bis sie zu einem Ideal anwachsen, an das die Wirklichkeit nicht heranreichen konnte – vorerst.

Er konnte es kaum erwarten, Mephistopheles von seiner Tat zu berichten. Wahrscheinlich würde er ihm nicht glauben, deshalb hatte er, vorausschauend wie er nun mal war, Beweisfotos angefertigt. Nicht umsonst nannte er sich Prometheus, der in der griechischen Mythologie nicht nur als »der Lichtbringer«, sondern auch als »der Vorausdenkende« bezeichnet wurde. Einen passenderen Nicknamen hätte er gar nicht wählen können.

KAPITEL I

Ächzend hob Michaela die Kiste mit Valeries Sachen in den Kofferraum, während ihre Nichte die Reisetasche auf den Rücksitz hievte. »Mehr kriegen wir beim besten Willen nicht mehr ins Auto. Ich kann kaum glauben, dass das alles in dein Zimmer gepasst hat.«

Valerie grinste. »Und ich kann nicht glauben, dass das alles in dein Auto passt. Das Zimmer ist jetzt wohl wieder *dein* Arbeitszimmer. Hoffentlich stört dich mein restlicher Kram nicht. Ich hole ihn dann nach und nach ab.«

»Das hat keine Eile«, versicherte sie. Solange Valerie ein paar ihrer Habseligkeiten bei ihr lagerte, würde sie ihre Nichte hoffentlich öfter zu Gesicht bekommen.

Eigentlich hätte Michaela nicht gedacht, dass Valerie es mit dem Konservatorium ernst meinte. Was hatte sie nicht alles versucht, Valerie ihren Wunsch auszureden, in Michaelas Fußstapfen treten und zur Kriminalpolizei gehen zu wollen. Nichts hatte geholfen. Nicht einmal, dass sie hautnah mitbekam, womit sich Michaela bei der Mordkommission täglich beschäftigen musste. Im Gegenteil. Valerie fand die Ermittlungen extrem spannend und zeigte durchaus Talent für ungewöhnliche Lösungsansätze.

Und dann – als wäre ein Schalter umgelegt worden, hatte Valerie beschlossen, Pianistin zu werden und sich

auf die Aufnahmeprüfung vorzubereiten. Valerie war ohne Frage ein Ausnahmetalent, und ihre Klavierlehrerin Anna Sannatoli war überzeugt, dass sie Karriere machen konnte. Michaela übrigens ebenso.

Da Michaela kein eigenes Klavier besaß und ihre Nichte für die Prüfung täglich üben musste, hatten sie gemeinsam mit Valeries Eltern beschlossen, dass das Mädchen die paar Wochen bis zur Rückkehr von Thomas und Angelika aus Lesotho in der elterlichen Wohnung bleiben sollte. Schließlich war sie nun siebzehn, da war sie wirklich kein Kind mehr – ein Umstand, auf den Valerie ohnehin ständig hinwies.

Für Michaela, die sich nun beinahe ein Jahr um ihre Nichte gekümmert hatte, bedeutete das, dass sie wieder alleine leben würde – und es graute ihr jetzt schon davon, auch wenn sie es nicht zugeben wollte.

Als Valerie in ihr Leben geplatzt war und es von heute auf morgen komplett umgekrempelt hatte, dachte sie, sie würde sich nie daran gewöhnen, dass sie plötzlich Verantwortung für jemand anderen trug. Sie hatte sich abgewöhnt, ständig Überstunden zu machen. Der Kühlschrank war auf einmal immer gefüllt, sie hatte sogar kochen gelernt. Na ja, zumindest halbwegs.

Sie würde die gemeinsamen Joggingrunden, die Shoppingtouren, die Gespräche und die Kochabende vermissen, sogar das Chaos im Bad und im Gästezimmer, das sie ihrer Nichte überlassen hatte. Und auch die neugierigen Fragen, die ihr so sehr auf die Nerven gegangen waren, würden ihr fehlen. Trotzdem freute sie sich über Valeries Entschluss. Konzertpianisten lebten eindeutig weniger gefährlich als Kripobeamte.

Michaelas Zeigefinger fuhr unbewusst über die Narbe

auf ihrer linken Augenbraue. Schnell ließ sie die Hand sinken, startete den Motor ihres VWs, legte den ersten Gang ein und fuhr los.

Die Wohnung von Valeries Eltern lag im sechsten Wiener Gemeindebezirk in der Nähe der Mariahilferstraße, der größten Einkaufsstraße Wiens. Die Wohnung umfasste zwei Etagen. In der unteren befanden sich die Praxisräume von Thomas und Angelika, in der oberen die Wohnräume.

Die Arztpraxen wurden während der Abwesenheit von Michaelas Bruder und Schwägerin von zwei jungen Ärzten weitergeführt, in der Wohnung sah die Putzfrau weiterhin nach dem Rechten – und natürlich war Valerie regelmäßig hier, um Klavier zu üben. Trotzdem wirkten die Räume ohne Thomas und Angelika seltsam leer und verlassen.

»Einfach dorthin«, sagte Valerie und deutete auf eine Stelle auf dem Boden vor ihrem Bücherregal.

Michaela stellte mit einem Stöhnen die Kiste ab, ließ dann den Riemen der Reisetasche von ihrer Schulter gleiten und streckte den Rücken durch. Vielleicht hätte sie doch mehrmals gehen sollen, anstatt zwei schwere Stücke auf einmal zu tragen.

»Soll ich dir beim Ausräumen helfen?«, fragte sie.

Valerie winkte ab. »Danke, aber das schaff ich schon. Ich hab ja jede Menge Zeit. Wir wär's mit einem Kaffee?«

»Gerne. Den haben wir uns jetzt verdient.«

Ein paar Minuten später standen sie in der Küche, und Michaela sog den Duft des frisch gemahlenden und gebrühten Kaffees ein. Thomas und Angelika hatten sich

einen dieser sündteuren Vollautomaten gekauft, mit dem man den absolut perfekten Kaffee für jeden Geschmack herstellen konnte. Espresso, Latte macchiato, Cappuccino... sogar heiße Schokolade oder Teewasser, alles auf Knopfdruck. So einen hätte sich Michaela fürs Büro gewünscht, denn der Automatenkaffee schmeckte grauenhaft. Doch selbst, wenn sie und ihre beiden Kollegen Doris und Vincent zusammenlegen würden, wäre solch ein Gerät immer noch viel zu teuer – für sich alleine zu Hause erst recht.

»Wenn du dich in der großen Wohnung einsam fühlst oder Angst bekommst...«, hob sie an, doch Valerie unterbrach sie. »Tante Mika, du machst es schon wieder!«

Beschwichtigend hob Michaela die Hände. »Okay, entschuldige.« Seit Valeries Entführung vor einem Dreivierteljahr benahm sie sich immer noch wie eine Glucke und ging damit ihrer Nichte regelmäßig auf die Nerven. Valerie hatte ihr sehr direkt gesagt, dass sie nicht vorhabe, ihr weiteres Leben aufgrund der unangenehmen Erfahrung (genauso hatte sie es bezeichnet) in Angst und Schrecken zu führen. Sie wolle sich weder einschränken noch verkriechen. Eigentlich eine sehr bewundernswerte Haltung und ein Zeichen von großer psychischer Reife, und doch fiel es Michaela schwer, Valeries Einstellung zu teilen. Denn sie konnte nicht vergessen, wie es sich angefühlt hatte, als ihre Nichte sich in den Fängen eines Wahnsinnigen befand, und sie in der Angst lebte, sie könne zu spät kommen, um das Mädchen lebend zu befreien.

Wäre Bernd nicht gewesen, hätte sie wohl den Verstand verloren. Bernd, der in der Zwischenzeit viel mehr geworden war als bloß ein Arbeitskollege und Nach-

bar – und der sich jetzt am anderen Ende Österreichs in einem Rehabilitationszentrum, das sich auf neurologische Erkrankungen spezialisiert hatte, befand. Manchmal hatte Michaela das Gefühl, sie würde allen, die ihr nahestehen, Unglück bringen – zuerst Valerie, dann Bernd. Doch insgesamt waren beide mit einem blauen Auge davongekommen. Anders betrachtet könnte man auch sagen, dass sie ohne Michaelas Zutun nicht mehr am Leben wären.

Auf Bernds Drängen hin hatte Michaela die geplante Reise nach Lesotho mit Valerie angetreten. Sie hatte sich erhofft, ein wenig Abstand zu gewinnen, sich über ihre Gefühle klar zu werden, um herauszufinden, ob und wie es mit ihr und Bernd weitergehen sollte. Eine gemeinsame Nacht reichte schließlich noch lange nicht, um darauf eine Zukunft aufzubauen.

Am meisten bereitete ihr die Tatsache Sorgen, dass Bernd und sie beide im LKA arbeiteten. Beziehungen in der gleichen Dienststelle brachten unweigerlich Probleme mit sich, auch wenn sie beide gänzlich unterschiedliche Funktionen ausübten: sie die leitende Ermittlerin eines der Teams in der Abteilung Leib und Leben, er als Kriminalpsychologe, der gleichermaßen für die seelische Gesundheit der Mitarbeiter als auch für die Erstellung von Täterprofilen und das Verfassen von Gutachten zuständig war.

Und dann waren da noch rein praktische Überlegungen, die sie ebenfalls beschäftigten, wie ein gemeinsamer Wohnsitz beispielsweise. Sollten sie etwa aus den Doppelhaushälften ein gemeinsames Haus machen? Ging das überhaupt? Sie bezweifelte, dass man einfach die Verbindungswand durchbrechen konnte. Würde er

nach nebenan zu ihr ziehen oder sie zu ihm, oder würden sie eines der beiden Häuser verkaufen? Wollte sie das überhaupt? Sie hatte zu lange als Single gelebt, um ihre Freiheit und ihre Eigenheiten aufzugeben. Allerdings hatte Valeries Anwesenheit ihr auch gezeigt, dass sie zwar gern allein, aber nicht gern einsam war. Schnell fiel man in alte Verhaltensmuster zurück, und wenn ihre Nichte nun wieder zu Hause wohnte, musste sie zusehen, dass ihr nicht genau das passierte. Sie wusste selbst, dass ihre frühere Lebensweise nicht gerade gesund gewesen war, sie hatte das typische Klischeebild einer Kripobeamtin erfüllt: unausgewogene Ernährung, meist nur Essen, das irgendwie schnell im Vorbeigehen mitgenommen werden konnte, dafür kannenweise Kaffee. Kein ordentlicher Dienstschluss – sie arbeitete zu Hause an ihren Fällen weiter (okay, das hatte sie auch nicht ganz ablegen können, nachdem Valerie bei ihr lebte). Zu wenig Schlaf und zu viel Wein, um überhaupt schlafen zu können – nicht, dass sie Alkoholikerin war ... aber womöglich wäre sie irgendwann zu einer geworden, wenn sie so weitergemacht hätte. Mit ihrer Nichte im Haus war weitgehend Schluss mit den ständigen Überstunden, der ungesunden Ernährung und der nächtlichen Flucht vor der Einsamkeit in die Arbeit. Stattdessen hatten sie zusammen gekocht und Michaela hatte einiges von Valerie gelernt, wenn auch noch lange nicht genug. Sie waren regelmäßig joggen gewesen, hatten oft bis spät in die Nacht diskutiert. Sie hatten gestritten und sich versöhnt, gelacht, geweint. Sie waren gemeinsam an Berndts Krankenbett gesessen und hatten sich gegenseitig Halt gegeben – und sie waren nach Lesotho geflogen, eine Reise, die Michaela ihrer

Nichte geschenkt hatte, damit sie ihre Eltern besuchen konnte. Die Erlebnisse und Erfahrungen dort würden sie beide nie mehr vergessen. Die Gastfreundschaft, die Freundlichkeit, die gänzlich andere Lebensweise. Die Menschen dort besaßen so wenig und waren doch zufrieden mit dem, was sie hatten – und dankbar für alles, was man für sie tat.

»Tante Mika, dein Handy hat gesummt«, unterbrach Valerie Michaelas Gedanken. Sie blinzelte sich aus den Erinnerungen zurück in die Wirklichkeit. »Oh, ich hatte es gar nicht gehört.« Sie holte ihr Smartphone aus der Hosentasche und warf einen Blick auf das Display. Sie hatte eine neue Textnachricht erhalten.

Sie stammte von Harald, dem Leiter der forensischen Abteilung.

Michaela, wie wär's zur Abwechslung mal mit einem simplen Mordfall?

Michaela musste bei Haralds Wortwahl lächeln.

»Scheint ja eine gute Nachricht zu sein«, stellte Valerie fest.

Sie zuckte mit den Achseln. »Wie man's nimmt. Sie ist von Harald.«

»Oh!«

»Er fragt, ob ich einen einfachen Mord übernehmen will.«

Valerie grinste. Auch sie wusste, wie kompliziert Michaelas letzte Fälle gewesen waren. »Ich dachte, Steuerer würde die Zuständigkeiten bestimmen.«

»Schon. Aber in der Regel hält er sich an das Motto: Wer zuerst *Hier* schreit, bekommt den Fall.«

Steurer war Michaelas Vorgesetzter, ein sehr umgänglicher, verständnisvoller Chef, der zu hundert Prozent

hinter seinen Mitarbeitern stand. Abgesehen von seinen wirklich grässlichen Karohemden, die er in nahezu jeder Farbkombination besaß und die er stets im Präsidium trug, konnte sich Michaela keinen besseren Chef wünschen.

»Und willst du ihn?«

Michaela dachte einen Moment nach. Anstatt an einem neuen Fall zu arbeiten, hätte sie auch einen der älteren wieder aufrollen können. Für die blieb in der Regel ohnehin kaum Zeit, doch sie sollten deshalb nicht in Vergessenheit geraten. Sie konnte sich vorstellen, wie schwierig es für die Angehörigen war, solange der Tod eines ihnen nahestehenden Menschen nicht aufgeklärt wurde.

Das würde bedeuten, dass sie jeden Tag um Punkt halb vier Schluss machen könnte, nach Hause eilte und die Nachmittage... nicht mit Valerie verbrachte, sondern alleine.

Wenn wenigstens Bernd hier gewesen wäre, dann hätten sie vielleicht sogar ein paar Tage wegfahren können. Nur er und sie. Spaziergänge, gemeinsame Nächte, Zukunftspläne schmiedeten, solche Dinge eben.

Sie konnte also weder mit Valerie noch mit Bernd ihre Freizeit verbringen und da sie jetzt schon Angst hatte, die Decke könne ihr auf den Kopf fallen...

»Na, fahr schon«, ermunterte Valerie sie und stieß sie sanft mit dem Ellbogen an.

Michaela deutete mit dem Kopf in Richtung Valeries Zimmer. »Und du schaffst den Rest wirklich allein? Ich meine, den ganzen Kram aus den Kisten zu räumen und zu verstauen? Und einkaufen wollten wir auch noch, damit du das Nötigste im Haus hast.«

»Keine Sorge, ich komme klar. Und einkaufen können wir morgen. Oder ich erledige es nach und nach. Ist ja nicht so, dass ich für mich allein so schrecklich viel brauche.«

Michaela zögerte. Nicht, weil sie den Fall als zu geringe Herausforderung empfand. Vielleicht tat es ihr einmal ganz gut, sich nicht mit irgendwelchen irren Serienmördern beschäftigen zu müssen. *Back to basics*, sozusagen. Nein, es war mehr das Gefühl, Valerie nicht im Stich lassen zu wollen.

»Komm schon, wer weiß, welchen Fall du sonst zugewiesen bekommst. Und du weißt ja: Wer zuerst am Tatort ist...«

Sie gab sich einen Ruck und straffte die Schultern. »Du hast recht. Ich melde mich dann bei dir. Wenn es nicht allzu spät wird, kann ich dir danach beim Auspacken helfen.« Entschlossen stürzte sie den Rest des kalt gewordenen Kaffees hinunter und stellte den Becher auf die Arbeitsplatte.

Ehe Michaela die Tür hinter sich zuzog, rief ihr Valerie hinterher: »Vergiss ja nicht, mich anzurufen, wenn du mit der Tatortbesichtigung fertig bist.«

Wie hätte Michaela das vergessen können?! Auch wenn Valerie sich anstelle der Polizistenlaufbahn für eine Karriere als Musikerin entschieden hatte, war sie immer noch neugierig. Sie würde Michaela mit Anrufen bombardieren, bis sie die Informationen bekam, die sie haben wollte. Das Mädchen war nämlich nicht nur neugierig, sondern auch hartnäckig. Zwei Eigenschaften, die sie miteinander teilten. Auch sonst war Valerie ihr ähnlicher, als sie sich eingestehen wollte. Und gerade das jagte Michaela manchmal eine Heidenangst ein.

KAPITEL 2

Eine halbe Stunde später fuhr Michaela über die Höhenstraße Richtung Kahlenberg, wo in einem Waldstück die Leiche einer Frau von Pilzsammlern gefunden worden war. Je näher sie ihrem Ziel kam, desto mehr juckte die alte Verletzung über ihrer Augenbraue, ein Zeichen für ihre innere Anspannung, zumindest war das ihre Erklärung dafür, dass sich die Narbe nach so langer Zeit immer wieder unangenehm bemerkbar machte.

Als Michaela um die nächste Kurve bog, erkannte sie vor sich am linken Fahrbahnrand den Van der Spurensicherung. Erleichtert atmete sie auf, als sie dahinter das Privatauto mit dem Mödliner Kennzeichen des Gerichtsmediziners entdeckte. Wie es aussah, führte Ferreira die Untersuchungen durch. Welch ein Glücksfall. Sie vertraute kaum einem Urteil mehr als seinem. Ferreira war einer der besten in der ganzen Republik, wenn nicht sogar über die Grenzen hinaus. Man musste sich bloß an seine Eigenheiten gewöhnen.

Ein Stück bergauf gab es einen Platz zum Wenden, den Michaela nutzte, ehe sie sich langsam wieder bergab rollen ließ, bis sie eine geeignete Stelle fand, um ihren VW abzustellen. Sie stieg aus und griff sich aus dem Kofferraum die Gummistiefel, die sie seit Kurzem wieder ständig mit sich führte, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein, nachdem sie bereits mehrere Paar Schuhe ruiniert hatte.

Ein junger Streifenpolizist, ein wenig blass um die Nase, kontrollierte jeden, der die Absperrung passieren wollte. Michaela hielt ihm ihren Dienstausweis entgegen.

»Ihre erste Leiche?«, fragte sie den Kollegen und schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln. Der nickte bloß.

»Irgendwann gewöhnt man sich daran.« Sie konnte sich noch sehr gut an ihr »erstes Mal« erinnern. Ein Mann hatte sich in einem Ferienappartement erhängt und war erst nach Tagen vom Vermieter aufgefunden worden. Es war gar nicht so sehr der Anblick, der sie schockiert hatte, auch wenn die Leiche ziemlich grausig anzusehen war. Viel schlimmer fand sie den Geruch nach Exkrementen und Verwesung. Aber nach all den Jahren machte ihr selbst das nur noch wenig aus. Der Tod war nun mal in den meisten Fällen eine hässliche Angelegenheit.

Ausgerollte Plastikplanen dienten den Kripobeamteten als Trampelpfad. Wenn man den verlassen wollte, musste man sich Überschuhe anziehen oder man bekam es mit Harald zu tun, der deswegen nicht erst einmal jemanden zur Schnecke gemacht hatte, ohne Rücksicht darauf, um wen es sich handelte, und wenn es der Innenminister persönlich gewesen wäre.

Die Forensiker trugen alle weiße Overalls, trotzdem erkannte Michaela Harald sofort. Mit seinen knapp zwei Metern überragte er seine Kollegen. Selbst kauern stach er hervor.

»Harald!«, rief sie, als sie in seine Nähe gekommen war.

Er drehte sich um und richtete sich aus der Hocke auf, als er sie erblickte. Neben ihm stand ein Mann, den sie nicht kannte. Er hatte die Hände in die Taschen des Overalls gesteckt und wirkte ein wenig gelangweilt. So, als hätte er entweder keine Arbeit oder keine Ahnung, was er tun sollte – eindeutig ein Praktikant. Die foren-

sische Abteilung hatte ständig Praktikanten, oft sogar mehrere pro Jahr. Trotzdem gab es eine lange Warteliste, weil die Praktikumsstellen in der Forensik sehr begehrt waren.

Harald kam zu ihr herüber und nahm seinen Mundschutz ab. »Ich wusste, dass du nicht widerstehen kannst.«

»So berechenbar bin ich?«

Er grinste. »Ich würde eher sagen, ich kenne dich eben gut.« Dann wurde er ernst. »Sie wurde abgeladen wie Müll. Davon gibt es hier übrigens auch jede Menge. Unglaublich, was die Leute einfach so wegwerfen. Es wird mindestens einen halben Tag in Anspruch nehmen, bis wir alles aufgesammelt haben. Wie lange wir für die Auswertung brauchen, darüber will ich gar nicht erst nachdenken.«

Michaela nickte mitfühlend. »Ja, es ist immer wieder bewundernswert, wie ihr das schafft. Und dann komme ich daher und nerve dich, ob du schon Ergebnisse vorweisen kannst.«

Harald hob die Schultern. »Ich mache meinen Job und du eben deinen. Wir haben ihre Handtasche gefunden, inklusive Geldbeutel und Ausweispapiere. Sie heißt Maria Koci, ist als Prostituierte eingetragen und – ein eigenartiges Detail: ihre rechte Hand fehlt. Ferreira ist übrigens gerade bei ihr.« Er wies mit dem Kopf nach links.

»Was soll das heißen?« Michaela meinte, sich verhöhrt zu haben.

»Dass Ferreira Dienstbereitschaft hat. Ich dachte, du magst ihn«, gab Harald zurück.

Michaela winkte ab. »Nicht Ferreira, die Hand. Was heißt das – sie fehlt? Ist sie amputiert worden?«

»Sieht so aus. Aber erst nach ihrem Tod.«

»Was macht das denn für einen Sinn, wenn wir ohnehin den Namen der Frau kennen? Und weshalb nur die eine? Ihre Fingerabdrücke bekommen wir ja trotzdem.« Irgendwie passte das alles nicht zusammen. Michaela hatte durchaus schon von abgetrennten Händen gehört. Dabei war es immer darum gegangen, die Identifizierung des Leichnams zu erschweren, hier schien die Sache aber anders gelagert zu sein, sonst hätte der Täter beide Hände abgetrennt.

Harald zuckte die Schultern. »Sieh es dir einfach selbst an.«

»Dann sollte ich mir wohl besser einen Schutzanzug holen.«

»Ja. Keine Widerrede. Ein Spurenleger reicht für heute«, gab er zurück und sein Blick wanderte zu dem Praktikanten, der sich immer noch nicht von der Stelle gerührt hatte. Jetzt verstand Michaela auch, was Harald damit sagen wollte. Der Ernst in seiner Stimme war nicht zu überhören. Dass Beamte ihre DNA an einem Tatort hinterließen, kam häufiger vor als weithin angenommen. Für den betreffenden Polizisten ein Fauxpas und oberpeinlich – für Harald eine Todsünde, doch trotz aller Sicherheitsmaßnahmen und Vorschriften leider nicht immer vermeidbar. Nicht umsonst war die DNA aller Kripobeamten, die Tatortarbeit machten, im System erfasst. Die von Praktikanten aber nicht. Der hier wäre dann wohl der erste. Und wenn es nach Harald ging, wahrscheinlich der letzte, den er je mit zu einem Tatort genommen hatte.

Nachdem Michaela sich den Overall übergezogen hatte, machte sie sich auf zu Ferreira. Der packte ge-

rade seine Sachen zusammen. »Frau Baltzer, Sie kommen reichlich spät, ich wollte gerade gehen«, begrüßte der Gerichtsmediziner sie.

»Dann sind Sie ja schon fertig und können mir bestimmt bereits etwas zur Todesursache und zum Todeszeitpunkt sagen.«

Ferreira richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf und nahm seinen Arztkoffer in die Hand. »Ich schätze, sie wurde vor etwa zwei Tagen erwürgt – die Merkmale sind klassisch und eindeutig, vor allem die Ausprägung der Petechien. Das sind die ...«

»...punktförmigen Einblutungen, ich weiß«, unterbrach Michaela ihn. Ferreira neigte dazu, alles zu erklären. Lag vielleicht daran, dass er neben seiner Tätigkeit als Rechtsmediziner auch Studenten unterrichtete.

»Sie wurde nicht hier getötet, es gibt keine Kampf-, dafür aber Schleifspuren, sowohl an ihren Fersen als auch am Boden. Und sehen Sie?«, er deutete auf die Tote. »Faszinierend, ich schätze, diese Verletzungen stammen von Wildschweinen.«

Was sonst? Ferreira fand bei jeder Leiche etwas, das ihn faszinierte, der Tod selbst faszinierte ihn. Vielleicht war er deshalb so außergewöhnlich gut in seinem Job.

»Echt, hier gibt es Wildschweine?« Unwillkürlich blickte sich Michaela um. Seit ihr einmal nachts bei einer Fahrt durch ein Waldstück eine ganze Rotte Wildschweine entgegengekommen war und sie aus unmittelbarer Nähe gesehen hatte, wie riesig die Tiere waren, hatte sie gehörigen Respekt vor ihnen. Begegnen wollte sie lieber keinem.

»Klar gibt es die hier, sogar zuhauf. Für den Tierfraß könnten aber auch Füchse oder Dachse verantwortlich

sein. Oder Krähen, Mäuse und Ratten. Sehr wahrscheinlich eine Kombination mehrerer Tiere. Genauer kann ich nach der Sektion sagen.«

»Und die haben Sie für wann angesetzt?«

»Morgen Nachmittag, sagen wir sechzehn Uhr. Ihr Fall?«

Michaela wollte schon angesichts der Uhrzeit protestieren, als ihr einfiel, dass sie jetzt auf niemanden mehr Rücksicht nehmen musste. »Passt. Ich schätze, ich werde diesen Fall übernehmen.« Sie deutete auf den Stumpf am rechten Arm der Toten. »Und dafür könnten nicht auch wilde Tiere verantwortlich sein?«

»Die ganze Hand? Möglich, aber unwahrscheinlich. Die Autopsie wird es uns verraten. Dann bis morgen. Sie können sich die Leiche jetzt ansehen. Die Jungs kommen sie in etwa zwanzig Minuten abholen.« Damit meinte Ferreira wohl die Mitarbeiter des Abholdienstes der städtischen Bestattung, die er üblicherweise verständigte, wenn er mit seiner Arbeit am Fundort fertig war. Michaela kannte die meisten von ihnen. Sie waren zwischen vierzig und sechzig Jahre alt, hatten einen etwas schrägen Humor (wahrscheinlich musste man den haben, wenn man täglich rund fünfzig Leichen transportierte und dabei keinen seelischen Knacks davontragen wollte) und waren ziemlich abgebrüht. Sie hatte sich mit einigen von ihnen unterhalten, und es gab wohl nichts, was sie noch nicht gesehen hatten. Da war ihr Job fast ein Spaziergang dagegen. Wie Ferreira auf diese Bezeichnung kam, blieb ihr schleierhaft, aber mit »Jungs« hatten die Männer des Abholdienstes nun wirklich nichts gemein.

Nachdem Ferreira sich verabschiedet hatte, ging Michaela neben dem leblosen Körper der Frau in die Hocke. Aus der Nähe betrachtet sah sie welk und verbraucht aus. Die linke Hand steckte in einer Plastiktüte, die um das Handgelenk festgebunden war, damit die Spuren unter ihren Fingernägeln nicht verloren gingen. Dort, wo die rechte Hand sein sollte, befand sich bloß ein verkrusteter Stumpf, an dem Fleisch, Sehnen und Knochen hingen. Weder die Vorstellung, dass dafür Tiere verantwortlich sein könnten, noch dass der Täter die Hand abgetrennt hatte, war allzu angenehm. Doch die zweite Möglichkeit ließ immerhin einen Rückschluss auf den Täter zu. Denn irgendeinen Grund hatte er gehabt – und den herauszufinden, war Aufgabe des leitenden Ermittlers. Vielleicht wollte er die Polizei auf eine falsche Fährte führen oder Spuren vernichten oder gar die Hand als Trophäe mitnehmen.

Michaela löste ihren Blick von dem Stumpf und fuhr mit ihrer Betrachtung fort. Besonders während ihrer Zeit bei der Streife hatte sie häufig mit Prostituierten zu tun gehabt – und die Frau vor ihr war eine, das war auf den ersten Blick erkennbar. Ohne in Vorurteile verfallen zu wollen: Schon die Kleidung ließ Rückschlüsse auf den Beruf der Toten zu. Netzstrümpfe, ultrakurzer Ledermini, ein Top, das mehr zeigte als verbarg. Da hätte es die Tasche mit dem Ausweis, die Haralds Mitarbeiter neben der Leiche gefunden hatten, gar nicht gebraucht. Allerdings war es eine angenehme Abwechslung, bereits zu Beginn der Ermittlungen zu wissen, wer das Opfer war, und dass die oft schwierige und zeitintensive Suche nach der Identität hier wegfiel.

Harald hatte recht. Das war ein einfach gelagerter

Fall. Es handelte sich um Mord, daran bestand kein Zweifel. Auch nicht an der Methode, nur die fehlende Hand bereitete ihr Kopfzerbrechen. Dafür kannten sie bereits den Namen und den Beruf der Frau, sogar ihre Adresse. Und dorthin würde sie morgen, gleich nach der Morgenbesprechung und nachdem ihr der Fall offiziell zugeteilt worden war, mit Doris fahren.

Sie betrachtete die Leiche von allen Seiten, versuchte, sich in den Täter hineinzusetzen. Das Opfer hatte keine Schuhe an, wahrscheinlich waren sie verloren gegangen, als sie hierhergeschleppt worden war. Vom Parkplatz? Oder hatte der Täter das Auto woanders abgestellt? Er brauchte auf jeden Fall ein Fahrzeug, um die Frau hierherzubringen, alles andere wäre äußerst mühsam gewesen und war daher unwahrscheinlich. Michaela konnte sich durchaus vorstellen, dass die Frau freiwillig in das Fahrzeug des Mörders gestiegen war, und der Täter und sie sich ein einsames Plätzchen gesucht hatten.

Erwürgen erfolgte meist im Affekt. Vielleicht war es wegen der Bezahlung zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung zwischen Opfer und Täter gekommen, was im Umfeld der toten Frau keine Seltenheit war.

Aber so simpel der Fall auf den ersten Blick auch wirkte, Michaela machte sich keine falschen Hoffnungen, ihn schnell lösen zu können. In ihrem Job war alles möglich. Täter, die sich selbst stellten, vielversprechende Ermittlungen, die plötzlich stockten und im Sand verliefen. Mordfälle, die für immer ungeklärt blieben, und solche, die Jahre später durch Zufall aufgeklärt wurden.

Blöd nur, dass man sich auf Zufälle nicht verlassen

konnte. Also blieben Michaela bloß die gute alte Ermittlungsarbeit, die Erfahrung und ihr Instinkt.

KAPITEL 3

In der Wohnung führte der erste Weg Prometheus zu seinem Computer.

Mit dem Handy war es zu riskant, die Fotos, die er gemacht hatte, weiterzuschicken. Aber zu Hause hatte er Vorsorge getroffen, ein Verschlüsselungsprogramm und gleich mehrere Firewalls installiert, damit niemand Zugriff auf seine Daten oder Fotos bekam. Auf diese Leistung war er stolz, denn er hatte Wochen dafür gebraucht. Aber das Gefühl der Sicherheit und dass er sich dadurch frei im Internet bewegen konnte, ohne Rückschlüsse auf seine Identität zuzulassen, war jede Arbeit wert gewesen.

Mit einem Lächeln auf den Lippen klickte er auf »Hochladen«. Ein Foto nach dem anderen erschien auf dem Bildschirm. Nun fühlte er doch so etwas wie Aufregung. Was würde Mephistopheles dazu sagen, wie würde er darauf reagieren, dass er seine Fantasien in die Tat umgesetzt hatte, während sein Freund – Menschen wie er hatten eigentlich keine Freunde, aber diese Bezeichnung kam ihrem Verhältnis am nächsten – noch vor sich hin träumte? Er hatte es gewagt. Und auch wenn es nicht ganz so gelaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte: Die Bilder noch einmal zu betrachten und sich an die Einzelheiten zu erinnern, ließ seinen Puls schneller schlagen.

Mit Belustigung erinnerte er sich an Mephistopheles'

erste Nachricht im Forum »Der_Kreis_des_Bösen«. In seiner Begrüßung hatte er bezweifelt, ob Prometheus tatsächlich ein Soziopath war.

»Das behaupten schließlich alle hier, aber echte gibt es unter uns nur eine Handvoll«, hatte Mephistopheles geschrieben und eingeräumt, »was dich betrifft... Prometheus, der Vorausdenker und Planer... dein Profil ist zumindest vielversprechend. Ich freue mich darauf, dich näher kennenzulernen.«

Er hatte es interessant gefunden, dass Mephistopheles die weitere Bedeutung seines Nicknamens kannte. Prometheus, der Lichtbringer, aber eben auch der Vorausdenkende. Deshalb hatte er sich für den Namen entschieden, nicht wegen des Lichts. Im Grunde zählte er sich sogar zu einer Gestalt der Finsternis. So wie Mephistopheles. Der Avatar, ein Foto von Gautiers bronzenener Mephistopheles-Statue, war Prometheus gleich aufgefallen, weil sie sich von den üblichen Teufelsfratzen unterschied, die man sonst sah. Gautier zeigte einen Mann, an dem einzig der Bart diabolisch aussah, allerdings war in dessen Blick so viel Verschlagenheit, dass er eben doch teuflisch wirkte.

Er musste zugeben, dass er neugierig geworden war, wer hinter dem Nick und dem Avatar steckte, und war sich sicher, dass es Mephistopheles umgekehrt ebenso ging. Er hatte sogar ein paar Nachforschungen angestellt und war dabei nicht sonderlich weit gekommen. Mephistopheles verstand es, seine Spuren zu verwischen und seine Anonymität zu wahren, genau wie er selbst. Sie gehörten zum gleichen Schlag, waren sich ähnlich, fast schon seelenverwandt, beide Soziopathen; zwei, die

sich gefunden, sich angezogen hatten, als wären sie unterschiedliche Pole eines Magneten.

Prometheus versah die Bildergalerie mit dem Titel »Vollbracht« und speicherte die Fotos in der Cloud. Dann sicherte er die Datei mit einem Passwort und schickte den Link zusammen mit dem Passwort in einer privaten Nachricht an Mephistopheles. Und dann hieß es auf Antwort warten. Schließlich konnte er nicht davon ausgehen, dass sein Freund und Forenkollege ständig online war.

Er hatte sich in einem Anfall von Neugier im Soziopathenforum registriert, weil er wissen wollte, mit welchen Geschichten die anderen aufwarten konnten. Schnell hatte er gemerkt, dass Mephistopheles mit seiner Skepsis richtiglag. Die wenigsten, die sich hier angemeldet hatten, erfüllten der Definition nach die Kriterien eines »Soziopathen«. Sie waren einfach verwöhnte, jammernde Egoisten, die aus den Kinderschuhen nie herausgewachsen waren. Nur vier passten in die Rubrik, aber weder ihm noch Mephistopheles konnten sie das Wasser reichen.

Allein schon durch ihre Beiträge unterschieden er und Mephisto sich von diesen vieren. In jedem Text steckte eine Subbotschaft, die nur der jeweils andere verstand. Und schnell wurde ihnen klar, dass sie sich noch weiter von den anderen abhoben. Sie waren nicht nur Soziopathen, sie waren Psychopathen. Und sie standen dazu.

Das Nachrichtenfenster ploppte auf, und freudige Erwartung machte sich breit, als er sah, dass Mephistopheles ihm geantwortet hatte.

Das ist dein Werk? Und was erwartest du? Dass ich vor Ehrfurcht vor dem, was du getan hast, erstarre? Ich bin geneigt einzuräumen, dass der erste Schritt der wichtigste ist, sonst bleibt man womöglich immer auf der Stufe des Planens und Abwägens stehen – besonders du, mein Freund.

Prometheus' Magen zog sich vor Wut schmerzhaft zusammen. Was bildete sich der Kerl ein? Sollte Mephisto es ihm doch erst mal gleichtun.

Schade, dass du meine Arbeit so wenig würdigst. Was gefällt dir denn daran nicht? Ich glaube nicht, dass du es angesichts der Umstände besser hinbekommen hättest, oder etwa doch? Dann will ich nicht bloß Lippenbekenntnisse, sondern Taten sehen.

Prometheus tippte schnell, seine Finger flogen über die Tastatur. Ohne seinen Text noch einmal durchzulesen, klickte er auf »Senden«. Dann lehnte er sich zurück und wartete auf Mephistopheles' Antwort.

Merke ich bei dir einen gewissen Unmut? Du wirst doch ein bisschen Kritik einstecken können. M

Kritik? Ich kann in deinen Worten keine Kritik erkennen, nur eine billige Nörgelei, die deiner nicht würdig ist. Welcher Punkt passt dir nicht? Ich habe dir die Fotos zur Unterhaltung geschickt und aus keinem anderen Grund. Gib doch zu, dass sie dir gefallen. In der Nähe und unmittelbar dabei zu sein, war natürlich ungleich aufregender.

Tja, genau darum geht's. Du behauptest, dass du es getan hast. Du weißt genauso gut wie ich, wie wir beide gestrickt sind: Wir lügen, wir betrügen, wo immer es geht, weil wir es können. Die erste Regel lautet: Psychopathen vertrauen nie. Und wem auch immer du deine Geschichte auftischen magst, für mich braucht es Beweise. Abgesehen davon hast du es dir ziemlich leicht gemacht – nur so am Rande bemerkt. M

Und du hättest nicht einfach zugegriffen, als die Gelegenheit sich bot?

Nein, ich hätte mir jemanden ausgesucht, bei dem die Herausforderung ein wenig höher ist. Du schreibst, sie war eine Nutte. Sie ist zu dir ins Auto gestiegen und mit dir freiwillig zu einem menschenleeren Ort gefahren, es war nachts, die Wahrscheinlichkeit, erwischt zu werden, ging gegen null – wo bleibt da der Nervenkitzel? Übrigens, was ist mit der Hand passiert?

Diesmal überlegte Prometheus ein wenig länger, bevor er antwortete.

*Die musste ich entfernen. Kommt aber gut, oder? Ich habe einen Vorschlag: Mach es besser, dann unterhalten wir uns weiter. Jetzt möchte ich mir die Nachrichten ansehen. Vielleicht bin ich im Fernsehen. *ggg**

Wohl eher nur die Nutte, oder? Okay, ich nehme die Herausforderung an. Ich melde mich, sobald ich ein Ergebnis vorweisen kann. Siehe, staune und lerne.

Prometheus verzog die Lippen zu einem Lächeln. Mephisto hatte den Köder geschluckt.

Er mochte Wettkämpfe, bei denen er die Regeln selbst aufstellte und nach Belieben verändern konnte, sodass er als Sieger hervorging, vorzugsweise ohne dass sein Gegenspieler merkte, dass es sich überhaupt um einen Wettkampf handelte.

Allerdings wollte er sich nichts vormachen, Mephistopheles war aus einem anderen Holz geschnitzt als normale Menschen. Er würde sehr bald Prometheus' Absicht herausfinden, und seine Reaktion darauf versprach spannend zu werden. Denn wenn es etwas gab, das bei Prometheus mehr Nervenkitzel hervorrief als Hühnern oder Huren den Hals umzudrehen, war es, Menschen nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Und ganz besonders interessant wurde es, wenn sein Gegenüber ein ebenso großer Manipulator war wie er selbst. Allerdings besaß er einen Vorteil, den Mephisto und auch sonst niemand kannte. Diesen gedachte er erst ganz zum Schluss auszuspielen, falls überhaupt. Manchmal schadet es bekanntlich nicht, das Ass für alle Fälle im Ärmel zu behalten. Doch wie auch immer: Er hatte das Spiel eröffnet, jetzt war Mephistopheles am Zug.

Mephistopheles loggte sich aus dem Forum aus. Dachte der kleine Scheißer etwa, er könne ihn manipulieren, ohne dass er es merkte? Nichts geschah, ohne dass er es wollte, weder im Forum noch im echten Leben.

Wer wünschte sich nicht einen Nachfolger, jemanden, der sein Lebenswerk fortsetzte? Als Prometheus ins Forum eingetreten war, hatte Mephisto gleich beim ersten Beitrag gemerkt, dass der Neue das Potenzial besaß, in seine Fußstapfen zu treten. Dazu musste der Grünschnabel natürlich erst durch eine harte Schule gehen. Die erste Hürde hatte er immerhin überwunden, er hatte getötet – und er hatte Spaß daran gefunden, das konnte Mephistopheles an den Fotos sehen. Noch einmal betrachtete er jedes einzelne eingehend. Er hätte Prometheus gerne gefragt, wie es sich angefühlt hatte, Herr über Leben und Tod zu sein. Es gab nichts Vergleichbares.

KAPITEL 4

Michaela saß in der Küche und blätterte die Zeitungen durch, während sie darauf wartete, dass der Kaffee fertig wurde. Jetzt, wo Valerie das Badezimmer in der Früh nicht mehr blockierte, war sie eine halbe Stunde später als üblich aufgestanden, und trotzdem blieb ihr Zeit, um gemütlich zu frühstücken – wobei das in ihrem Fall hieß, Kaffee und Zeitung. Auch wenn sie ständig genörgelt hatte, dass ihre Nichte morgens nichts aß, sie selbst brachte tatsächlich auch nicht viel hinunter, außer beim gemeinsamen Sonntagsfrühstück, das allerdings eher Brunchcharakter hatte. Wenn es die Arbeit erlaubte, holte sie sich stattdessen später am Vormittag gerne einen Snack aus der Kantine.

In beiden Zeitungen wurde der gestrige Mordfall nur in aller Kürze erwähnt mit der Zusatzinformation, dass

die Polizei ermittelte. Michaela war davon überzeugt, dass die Berichterstattung ausführlicher gewesen wäre, hätte es sich bei der Toten nicht um eine Prostituierte gehandelt. Als ob es einen Unterschied machte, wer das Opfer war. Für sie jedenfalls nicht. Tot war tot, Mord blieb Mord. So einfach war das.

Ihr Handy klingelte, und reflexartig nahm sie das Gespräch an, weil sie Valeries Rückruf erwartete.

Nach der Tatortbesichtigung gestern hatte sie wie versprochen ihre Nichte angerufen, aber bloß die Mailbox erreicht – und sich prompt neun Monate zurückkatapultiert gefühlt. Die Angst um Valerie schnürte ihr die Kehle zu, und sie war kurz davor, vorbeizufahren und nach dem Rechten zu sehen. Gleichzeitig wusste sie, dass Valerie ihr das übel genommen hätte. Ihre irrationale Überbesorgnis war oft genug ein Streitpunkt zwischen ihnen. Nur deshalb hielt sie sich zurück, hinterließ betont fröhlich eine Nachricht und rief im Anschluss aufgewühlt Bernd an, der zum Glück gleich abhob. Allein seine Stimme zu hören hatte eine beruhigende Wirkung auf sie. »Hey, vielleicht spielt sie Klavier, hört laut Musik oder sie ist einfach schon schlafen gegangen. Deine Panik ist vollkommen unbegründet.«

»Ja, ich weiß«, gab sie seufzend zu und erzählte Bernd dann von der Toten, um sich selbst auf andere Gedanken zu bringen.

Die Taktik ging auf. Nachdem sie das Telefonat beendet hatte, fühlte sie zwar die Angst um ihre Nichte immer noch wie einen verschreckten Vogel in ihrem Magen flattern, doch immerhin drückte sie ihr nicht mehr die Luft ab, und sie konnte wieder atmen.

Ob das jemals aufhören würde, hatte sie sich gefragt,

und sich gleich selbst die Antwort geliefert: Nein, es würde vielleicht leichter werden, aber weggehen würden diese Ängste nie. Sie konnte sie nur in Schach halten, indem sie lernte, mit ihnen umzugehen und sie nicht zu groß werden zu lassen. Als jetzt das Handy klingelte, erwartete sie, Valeries Stimme zu hören. Michaela brauchte einen Moment, bis sie merkte, dass nicht ihre Nichte, sondern Doris am Telefon war. »Jonas ist krank, ich kann nicht kommen.«

»Schon gut, danke dass du Bescheid sagst.« Es hätte auch gereicht, sich im Sekretariat zu melden, deshalb wusste Michaela es zu schätzen, dass ihre Kollegin sie persönlich anrief. Das zeugte von dem besonderen Verhältnis untereinander in ihrem Team. Doris und Vincent waren weit mehr als Arbeitskollegen. Sie wusste nicht, was sie ohne die beiden getan hätte, als Bernd im Krankenhaus zwischen Leben und Tod schwebte und niemand sagen konnte, ob er überleben oder bleibende Schäden zurückbehalten würde.

»Lass dir ruhig Zeit und bleib daheim, solange Jonas dich braucht«, sagte sie daher. Ihre Kollegin war alleinerziehend, und wie bei den meisten war es auch für sie oft nicht einfach, Job und Kind unter einen Hut zu bringen.

»Das ist lieb von dir. Ich habe ein ganz schlechtes Gewissen, aber meine Eltern sind im Urlaub und...«

»Doris, wirklich. Vincent und ich schaffen das schon. Ist gerade eh nicht viel zu tun.«

Sie versicherte Doris, dass sie keine Schuldgefühle zu haben brauchte, und wünschte gute Besserung für ihren Sohn. In vielen Dingen erinnerte ihre jüngere Kollegin sie an sich selbst zu ihrer Anfangszeit bei der Kripo.

Michaela war genauso eifrig gewesen. Und sie hatte die Arbeit viel zu oft über ihr Privatleben gestellt, was dazu geführt hatte, dass es für sie irgendwann kein Privatleben mehr gab, dass sie mit ihrer Freizeit nichts mehr anzufangen wusste und sich auch zu Hause mit ihren Fällen beschäftigte. In ihrer Familie nahm sie bald die Rolle eines Sonderlings ein, einer vom Job Besessenen, die keinen anderen Lebensinhalt als die Arbeit hatte. Kein Wunder, dass ihr Bruder und ihre Schwägerin zunächst mehr als skeptisch gewesen waren, als sie anbot, Valerie bei sich aufzunehmen, während die beiden als Ärzte ohne Grenzen in Lesotho arbeiteten. Nicht ganz zu Unrecht, wie Michaela eingestehen musste. Es war eine riesige Umstellung gewesen, aber als sie und Valerie sich miteinander arrangiert hatten, wurde ihr nach und nach bewusst, was sie alles versäumte, wenn sie neben dem Job nichts in ihr Leben ließ.

Doris hatte zwar, im Unterschied zu Michaela, ihren Sohn, um den sie sich kümmern musste, aber auch sie konnte nur schwer abschalten und nahm sich Arbeit mit nach Hause, um die leeren Stunden am Abend, wenn Jonas im Bett war, mit irgendetwas zu füllen, das sinnvoll erschien.

Gerade hatte Michaela ihren Kaffee ausgetrunken und den leeren Becher in die Spülmaschine gestellt, als ihr Handy ein zweites Mal klingelte. Diesmal war es tatsächlich Valerie. »Tut mir leid, dass ich gestern nicht erreichbar war. Du hast dir wahrscheinlich Sorgen gemacht.«

»Nur ein bisschen«, log Michaela.

»Das Handy hatte ich in der Küche vergessen und war mit Auspacken beschäftigt, nebenbei lief Musik,

ich hab das Klingeln nicht gehört und dann bin ich todmüde ins Bett gefallen.«

»Apropos todmüde: die Tote...«, fing Michaela an, unterbrach sich aber, als sie auf die Uhr sah. »Tut mir leid, ich muss aufbrechen, und du musst auch in die Schule. Ich erzähl dir alles am Abend. Dann habe ich hoffentlich schon ein paar Infos von Ferreira. Bist du mit dem Auspacken fertig? Ich könnte nach dem Dienst vorbeikommen und dir helfen.«

»Da gibt es nicht mehr viel zu tun, aber du kannst trotzdem kommen, mit mir zu Abend essen und mir dabei alles vom gestrigen Tatort erzählen.«

»Du kochst, und ich bringe statt Wein einen neuen Fall mit?«

»Ist doch ein guter Deal.«

Michaela konnte Valerie förmlich grinsen sehen. Diese unbändige Neugier würde die Kleine (nur in Gedanken traute sie sich, ihre Nichte so zu nennen) nie ablegen. Konservatorium hin oder her – im Herzen blieb Valerie immer ein bisschen Ermittlerin.

»Es könnte aber später werden, die Obduktion ist erst auf sechzehn Uhr angesetzt.«

»Kein Problem. Ruf an, wenn du aus der Gerichtsmedizin wegfährst.«

»Mach ich«, antwortete Michaela, verabschiedete sich von ihrer Nichte, zog ihre Lederjacke und die Sneakers an, schloss die Haustür hinter sich ab und fragte sich, wie es sein konnte, dass sie gerade noch zu viel Zeit gehabt hatte. Die war mit einem Mal auf wundersame Weise geschrumpft.

Vierzig Minuten später lief sie im Präsidium die Treppe in den dritten Stock hoch, wo ihr Büro lag, das sie mit Doris und Vincent teilte. Wann immer es möglich war, verzichtete sie auf den Fahrstuhl. Es war nicht so, dass sie eine ausgewachsene Phobie hatte und Panikattacken bekam, sobald sie einen Lift betrat, aber Aufzüge erzeugten bei ihr ein mulmiges Gefühl im Magen, nachdem sie einmal in einem stecken geblieben war. Außerdem hielt Treppensteigen fit, sagte sie sich.

Vincent saß bereits an seinem Schreibtisch, was Michaela nicht überraschte. Er war normalerweise der Erste, der kam, und häufig der Letzte, der ging. Noch einer, der offenbar kein nennenswertes Privatleben besaß. Michaela wusste nicht einmal, ob ihr Kollege allein oder mit jemandem zusammen lebte, geschweige denn, womit oder mit wem er seine Freizeit verbrachte. Er erzählte nie etwas von sich, genau genommen sprach er auch sonst kaum. Nur eines wusste sie: Sie mochte diesen wortkargen, oft mürrisch wirkenden Mann und hätte ihm blind ihr Leben anvertraut.

Sie hängte ihre Jacke über ihren Stuhl und wünschte Vincent einen Guten Morgen, was er mit einem knappen »Morgen« erwiderte.

»Kein Kaffee heute?«, fragte sie, als ihr Blick auf die unbenutzte Kaffeemaschine fiel. Normalerweise startete Vincent die Maschine, sobald er in der Früh kam.

Mit einem tiefen Seufzen antwortete Vincent: »Hin. Endgültig.« Kein Wunder, dass sein Gruß so frustriert geklungen hatte. Auch wenn Vincents Kaffee grauenhaft schmeckte, wie sollten sie den langen Arbeitstag ohne überstehen? Der Automatenkaffee stellte definitiv keine Alternative dar.

»Mist. Und reparieren kann man sie nicht?«

Mit trauriger Miene schüttelte Vincent den Kopf.

»Okay, ich organisiere uns Kaffee von Harald. Und sobald Zeit ist, kaufe ich eine neue Maschine. Ohne Kaffee geht gar nichts. Übrigens hat Doris Pflgeurlaub, sie hat mich angerufen und gesagt, dass ihr Sohn krank ist. Und jetzt komm, wir müssen zur Morgenbesprechung.«

Im Besprechungsraum, der im ersten Stock lag, sah sie sich suchend nach Harald um. Der stand am Fenster und redete auf einen Mann neben ihm ein. Mit dem grauen Anzug, dem weißen Hemd und den streng nach hinten gekämmten Haaren sah der Unbekannte sehr geschäftsmäßig, kühl und vor allem jung aus. Sie ging zu den beiden hinüber, nickte ihnen zu und wandte sich an Harald: »Guten Morgen. Sag, hast du Mitleid mit Vincent und mir? Unsere Kaffeemaschine hat den Geist aufgegeben, und wir brauchen dringend Koffein.«

»Was für eine Katastrophe! Klar helfe ich euch aus. Ich glaube, wir haben irgendwo eine Kaffeemaschine in Reserve stehen. Kennst du übrigens Matthias?« Er zeigte auf seinen Gesprächspartner. Vage kam er ihr bekannt vor, und sie überlegte fieberhaft, wo sie ihn schon mal getroffen hatte.

»Matthias Pfistermann, sehr erfreut. Ich habe Sie gestern am Tatort gesehen.« In dem Moment, als er sich vorstellte, erinnerte sich Michaela an den Praktikanten, der planlos in der Gegend herumgestanden hatte. Der Spurenleger. Wahrscheinlich hatte Harald ihm gerade wieder eine Predigt über das Verhalten an Tatorten gehalten.

Bei näherem Hinsehen fiel Michaela auf, dass Mat-

thias wohl doch nicht ganz so jung war, wie sie ihn eingeschätzt hatte. Er hatte eher die dreißig als die zwanzig überschritten. Außerdem war seine rechte Hand getaped, wahrscheinlich Sehnenscheidenentzündung, mutmaßte sie. Nicht vom Gitarrespielen, da wäre es eher die linke Hand gewesen. Vielleicht Tischtennis? Sie erinnerte sich an ihre guten Manieren, nahm Matthias' angebotene Hand, schüttelte sie vorsichtig, um ihm nicht wehzutun, und nannte ihren Namen. So eine Entzündung konnte verdammt schmerzhaft sein, wie sie aus Erfahrung wusste. Als Jugendliche hatte Michaela vom Klavierspielen eine Sehnenscheidenentzündung bekommen, mit ein Grund, warum sie damit wieder aufgehört hatte – abgesehen von ihrer Lustlosigkeit und dem fehlenden Ehrgeiz. Musikalisch waren zwar alle in ihrer Familie, aber wie man sah, hatte sich das Talent eher auf Valerie vererbt. Michaela hatte schließlich lieber auf dem Feld Schießübungen betrieben, als Etüden zu üben, sehr zum Leidwesen ihrer Mutter, die stets darauf bedacht war, Literatur, Musik und Kunst in der Familie nicht zu kurz kommen zu lassen.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagte Matthias erfreut. »Sie haben den Fall der vermissten Mädchen gelöst. Und den der Gottesurteile. Ob Sie mir darüber wohl etwas erzählen könnten?«

Auch wenn sich Michaela geschmeichelt fühlte, dass ihr Ruf ihr offenbar vorauseilte, lagen ihr doch verschiedene ablehnende Antworten auf der Zunge: etwa, dass sie kaum Zeit zum Essen fand, geschweige denn dafür, über ihre abgeschlossenen Fälle zu sprechen. Oder dass alles in den Ermittlungsakten nachgelesen werden konnte. Oder auch, dass sie gerade diese bei-

den Fälle am liebsten vergessen würde, und sie immer noch manchmal aus dem Schlaf hochschreckte, weil sie träumte, dass Valerie oder Bernd sich in Lebensgefahr befanden. Doch sie nickte höflich, lächelte und erwiderte: »Sicher. Wenn sich mal eine Gelegenheit ergibt.« In Gedanken fügte sie hinzu: »Also wahrscheinlich nie.«

Gleich darauf betrat Werner Steurer, Michaelas Vorgesetzter, den Raum. »Bis später«, sagte sie zu Harald und Matthias und ging zu Vincent hinüber, der ihr einen Sitzplatz frei gehalten hatte. »Kaffee hab ich klargemacht«, flüsterte sie Vincent zu, während Steurer die versammelten Kollegen begrüßte. Auch heute bot sein Hemd eine Farbexplosion fürs Auge. Orange-blau-grüne Kästchen. Aus irgendeinem Grund, den bisher niemand herausgefunden hatte, liebte er Karos. Das heutige Wunderwerk an modischer Entgleisung musste neu sein, denn Michaela hatte es noch nie zuvor an Steurer gesehen. Was, um Himmels willen, brachte jemanden dazu, solche grässlichen Hemden zu kaufen?, fragte sich Michaela nicht zum ersten Mal, allerdings nur in Gedanken. Sie hatte sich geschworen, nie wieder über Steurers Modegeschmack herzuziehen. Es gab sicher Vorgesetzte, die schlimmere Fehler hatten. Werner Steurer war, abgesehen von den Karohemden, die er Tag für Tag trug, ein Chef, wie man ihn sich nur wünschen konnte. Er stand zu seinen Mitarbeitern, hatte stets ein offenes Ohr für sie, und Michaela hätte möglicherweise ohne seine Unterstützung ihren Job verloren oder wäre nur noch im Innendienst tätig. Außerdem mischte er sich in der Regel nicht in die Ermittlungsarbeiten ein, es sei denn, man bat ihn darum – das gehörte ebenfalls zu seinen nicht zu unterschätzenden Vorzügen.



Rhena Weiss

Der Kreis des Bösen

Psychothriller

Michaela Baltzer 3

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48579-6

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2018

In Wien werden eine Prostituierte und eine Studentin brutal ermordet. Das Team um die LKA-Ermittlerin Michaela Baltzer übernimmt den Fall der toten Prostituierten. Um den Mord an der Studentin kümmert sich eine andere Einheit. Doch als weitere brutale Morde geschehen, wird deutlich, dass die Taten in einem direkten Zusammenhang stehen. In der Folge gehen die Ermittler davon aus, dass sie es mit einem einzigen Serienmörder zu tun haben – ein fataler Irrtum. Schließlich ist es der verurteilte psychopathische Serienkiller Kilian Weilmann, der den entscheidenden Hinweis liefert, um den Tätern auf die Spur zu kommen. Für Michaela ist es aber womöglich schon zu spät – denn sie steht im Fokus eines der Mörder ...



[Der Titel im Katalog](#)